

# Albert Läufer

Ein vergessener Gremmelsbacher – Marianist, Lehrer,  
Naturwissenschaftler, Musiker und Esperantist

Menschen können ihr Wesen, ihre Begabungen und Fähigkeiten nur im Wirken in Gemeinschaften entfalten, sie können aber auch so sehr in die Vergessenheit versinken, als hätten sie nie gelebt, würden nicht andere sich mühen, sie dem Bewußtsein der Nachwelt zu erhalten. Durch sie erst werden Personen und ihre Leistungen in vollem Umfang erkannt und nach menschlichen Maßstäben richtig gewürdigt. Es wird ihnen späte Gerechtigkeit zuteil, sie erfahren Dauer und Bedeutung, ja in gewisser Hinsicht erst ihren Lebenssinn.

Um einen von diesen, Albert Läufer (1876–1938) von Gremmelsbach (heute ein Ortsteil von Triberg), einen der tüchtigsten und liebenswertesten Söhne dieses Dorfes, einen Mann von einer bewundernswerten Energie und universaler Begabung, von unbeugsamer Charakterfestigkeit und tiefer Frömmigkeit, eine der profiliertesten Persönlichkeiten des Marianistenordens, dazu mit hohem Familiensinn und großer Heimatliebe ausgestattet, gab es weder eine Legendenbildung noch Anerkennung oder Ablehnung. Er und sein Werk wurden, selbst in der Heimat, von den meisten schlichtweg vergessen.

Das Geburtshaus Albert Läufers ist auf dem „Unteren Schafberg“, seine Generation war die vierte nach der Abtrennung dieses Gewerbegebietes vom Hilserhof, die nutzbare Fläche hatte man zu seinen Lebzeiten noch nicht in ihrer Gänze urbar machen können. Sein Vater stammte vom Blumenhof in Oberprechtal. Da Armut in diesem kleinen Bauernhaus herrschte, erlitt der Junge, um die Zahl der Esser am eigenen Tisch zu verringern, das Los eines Hirtenbuben auf dem Obergefellhof und (ungewiß) auf dem Kaltenbachhof.

In der Schule fiel Albert Läufer durch seine besondere Begabung auf. (Nur in Gesang und Turnen: „ziemlich gut“, 8. März 1891, von dem legendären Gremmelsbacher Hauptlehrer Ferdinand Hammer ausgestellt, aufbewahrt im Archiv der Marianisten in Tragwein). Noch weiß die lebendige Erinnerung, daß in seinem Elternhaus ein Klavier stand, geradezu eine Kuriosität auf einem Bauernhof! Die erste Anleitung dürfte der Lehrer gegeben haben. Aber wenn er eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen konnte, so hatte er es nach der Familienüberlieferung nicht seinem Vater zu verdanken, für den Leistung und Tüchtigkeit nur in körperlicher Arbeit bestand, sondern seiner Mutter Maria Anna und seiner Großmutter Maria Hilser, die dafür sorgten, daß er eine Lehrerbildungsanstalt besuchen konnte. Mit der Begründung, er sei, wie später erzählt wurde, „schwach auf der Brust“ (eine Folge mangelnder Ernährung?) wurde ihm sein Mitbewerber Artur Hammer, ein Sohn Ferdinand Hammers, vorgezogen. Die Reaktion des Vaters nach seiner Rückkehr: „Jetzt awer d' Zwillichhose na – un de Berg nuf!“ Ohne dessen Wissen schickten Mutter und Großmutter („Großmütterchen“) eine Anfrage an den Marianistenorden, was nahelag, da bereits sechs Gremmelsbacher Söhne Mitglieder dieses Erziehungs-, Unterrichts- und Missionsordens waren. Die „Nobelgarde Mariens“ nahm ihn 1891 in ihr Privatinstitut in Bourogne bei Belfort auf, wo er während des Postulats in sehr knapp bemessener Zeit die französische Sprache erlernen mußte und kein deutsches Wort mehr sprechen durfte, dennoch sehr bald der Klassenbeste war (Apôtre de Marie, April 1938, S. 152, in deutscher Übersetzung „Chronik Mainz“ S. 111).



*Albert Läufer in den 1930er Jahren*

Der Grund für den Schulbesuch im Ausland lag im sog. „Aussterbe-Gesetz“ 1874, das den Eintritt in den Marianistenorden in Deutschland verbot. Er war das erste Mal Ausländer, und blieb er in diesem Orden, so gab es nach menschlichem Ermessen keine Chance, den Lehrerberuf in Deutschland ausüben zu können. Im einzigen aus dieser Zeit erhaltenen Brief (4. 8. 1893) schreibt er nach Hause, er „brenne vor Sehnsucht“, seine Eltern und Geschwister wiederzusehen: das Heimweh des Schwarzwälder Bauernbuben. Ob der Geist des Marianistenordens nationale Animositäten in diesen Jahrzehnten immer vollkommen überdecken konnte?

Er blieb dem Marianistenorden treu. Seine nächste Station war (1893) nach dem Postulat das Noviziat und das Scholastikat in der Privatlehrerbildungsanstalt in Graz mit drei weiteren Badnern – Franz Xaver Dold aus Gremmelsbach, Alois Berberich aus Uissigheim und Franz Xaver Schwer aus Niederwasser –, nach dessen Abschluß er 1894 mit der „Reife für all-

gemeine Volksschulen“ im dortigen Waisenhaus des Ordens, dem „Paulinum“, als Lehrer angestellt war (Archiv des Marianistenordens in Tragwein, Oberösterreich). Er war das zweite Mal Ausländer. Mit gesellschaftlichen Erscheinungen in Österreich hatte er zunächst seine Schwierigkeiten. „Hier hört man nie was anders als Dummheiten, Schurkereien u. allen möglichen Unsinn... der österreichische Staat ist wankend in den Grundlagen, dem Volk will man die Religion entreißen u. die Folgen zeigen sich schon. Überall Streit, Nationalitätenhaß, Socialismus, Aufstände etc. etc.“ (30. 12. 1897).

1904 bis 1907 lehrte er an der Volks- und Bürgerschule in Wien, nach dem Erwerb des Lehrbefähigungszeugnisses für die Bürgerschulen (Mittelschulen) wirkte er bis 1910 in Freistadt, danach noch einmal für zwei Jahre in Graz, unterbrochen war seine Lehrtätigkeit durch Ableistung des Militärdienstes 1915/16.

Der wissensdurstige, aufnahmefähige junge Lehrer bestand 1903 und 1904 mehrere Kolloquien an der Universität Graz über Experimen-

tal-Physik, darstellende Geometrie und die Systematik der Säugetiere. Die Prüfungsergebnisse lauten in allen Fächern „sehr gut“ und „vorzüglich“. Da ihm die Entwicklung seiner Schüler am Herzen lag, belegte er auch ein Kollegium des Pädagogiums in Wien über „psychologische Vorfragen“ in Pädagogik, Naturgeschichte, Physik, Chemie und Mathematik. Der so selbstsicher wirkende Student war dennoch von Prüfungsangst nicht frei, wovon er immer wieder nach Hause schrieb. „Vor der Karwoche muß ich ‚Armer‘ noch ein Examen bestehen. Wenn ich daran denke, stehen mit die Haare zu Berg. Auf keine Frage werde ich sicher antworten können“ (22. 3. 1895). Ein anderes Mal: „Wenn ich nicht ein Sauglück habe, könnt Ihr noch mal einen Durchfall erleben...“ (6. 1. 1902). In diese Situation kamen noch mehrere musikalische Aufführungen, kirchliche und weltliche, „neblig und kaltes Wetter u. heisere Sänger, alles geeignet, um aus der Haut zu fahren, wenn man nur wüßte wohin!“ (ebd.). Fünf Jahre später machte er bei einem gefürchteten Professor in Linz eine Fachgruppenprüfung (Rechnen, Physik, Naturgeschichte, Erziehungskunde) – und bestand, als erster Marienbruder, der nicht mindestens einmal durchfiel (21. 12. 1907).

Welch anderes „Moralitäts-Zeugnis“ sollte Bürgermeister Th. Scharizer in Freistadt schon ausstellen, als daß Albert Läufer „sowohl in politischer, wie in moralischer und religiöser Beziehung unbescholten ist“? (Archiv Tragwein, 26. 2. 1910). Zeugnisse über gute berufliche Erfolge finden sich mehrfach.

Um drei Pole (soweit für uns erkennbar) kreiste das Denken Albert Läufers in diesen Jahren unerhörter Aktivitäten: um seinen Beruf als Lehrer, um seine Angehörigen in der „lieben Heimat“ (30. 12. 1897) und um die Praxis und Vervollkommnung seines religiösen Lebens als Marianist.

Der selbstlose Marienbruder, der sich nicht ins Privatleben zurückziehen konnte, ließ sich von seiner Ordensgemeinschaft nahezu rund um die Uhr bis zur Erschöpfung einsetzen, und er hielt in seinen Mitteilungen nach Hause damit nicht hinterm Berg.

Einen weiten Fächerkanon hatte er zu unterrichten. Der „unvergleichliche Lehrer mit seinem hohen Pflichtbewußtsein“ (Apôtre,

Februar 1939, S. 69; Chronik Mainz) unterrichtete die Fächer Mathematik, Physik, Biologie, Geographie, Deutsch in Unterklassen, wohl auch Religion. Daß er auf dem neuesten Stand der Pädagogik war, zeigt das „Protokoll der Lehrerkonferenzen“ im Haus des Ordens in Wien, dem „Marianum“ vom 8. 10. 1906, wo Albert Läufer ein Referat über das Thema „Die Formalstufen im Unterrichte“ hielt. Der Unterricht sollte nach den Entwicklungsgesetzen des kindlichen Geistes gestaltet werden. Die Kinderpsychologie steckte damals noch in ihren ersten Anfängen. Von seinen Kollegen kam daraufhin der Wunsch, er möge ihnen eine Lehrprobe in diesem Sinne vorführen.

Er opferte den Neueingetretenen die Erholungsstunden am Abend, um ihre Wissenslücken zu schließen, er leitete den Chor und das Orchester der Schule (wozu häufige öffentliche Theateraufführungen gehörten), er spielte die Orgel, und ihm war als „Custos“ die Ordnung der naturwissenschaftlichen Sammlungen übertragen: Apparate, Tiere, Bilder, „dazu mehr als tausend Schachteln, in denen Steine sind.“ (21. 12. 1907) „Ich bin ein Liebhaber der höheren „Steinklopfzunft“, der Mineralogie (ebd.). Mehr als das. Er war eine anerkannte Kapazität in der Botanik, so daß Professoren in ganz Deutschland, „professeurs titrés“ (Curia Generalizia Marianisti, Rom) ihn konsultierten. Selbst in den Ferien suchte er im „Moosloch“ im Obergefell in Gremmelsbach seltene Pflanzen und analysierte sie mit der Lupe in der „hinteren Stube“ seines Elternhauses.

Die plastische Beschreibung war recht eigentlich seine Sache. Neben der Arbeit mit seiner eigenen Klasse war er mit 12 Stunden in der Lehrerbildungsanstalt eingesetzt, fünf Jahre schon, habe aber noch nie so viel Ärger gehabt. In Graz hatte er 35 reguläre Unterrichtsstunden zu erteilen, er sei von Arbeit überladen, müsse alles in Eile tun, habe seit Jahren keine Zeile mehr ordentlich geschrieben, er arbeite oft bis tief in die Nacht, er habe nicht einmal Zeit, darüber nachzudenken, wie es ihm gehe. Aber er fand wahrhaftig noch Zeit, Vorlesungen an der Universität Graz zu besuchen und Prüfungen in Experimentalphysik, Darstellender Geometrie und der Systematik der Säugetiere mit „sehr gut“ und „vorzüglich“ abzulegen. (Lehrbefähigungszeugnis für allge-



Postkarte der St. Marienschule in Mainz – Albert Läufer mit Schülern

meine Volks- und Bürgerschulen in Linz, 6. 11. 1907 und andere Akten in Tragwein). Seine Schüler bereiteten ihm nicht nur Freude. In Wien hatte er eine verhältnismäßig kleine Klasse von 26 10-jährigen „meist noblen, sauberen Bürschlein, leichtsinnig wie die Spatzen auf dem Dach u. der Mehrzahl nach nicht von der gescheitesten Sorte“. In der Sprachlehrestunde am Montag von 8–9 Uhr hätte er schon verzweifeln können. „Da steckt ihnen der Sonntag der Weltstadt mit all seiner Zerstretheit im Kopfe.“ (3. 12. 1904) ... „Der Wiener Leichtsinn ist ein Ding ohne Grenze. Dieser Leichtsinn macht sich auch in der Schule schrecklich fühlbar ... Dabei darf man nicht einmal böse werden und donnern. Wozu auch sich ärgern; man verkürzt sich dadurch das Leben“ (26. 4. 1905). Ärger und Frust in der Schulstube kannte er also auch. Und seine ganze Kraft forderten gewiß Klassen von 43 und 47 Schülern (Angabe Archiv Tragwein 1906 und 1907). Kein Wunder, daß er sich am Ende des Schuljahres „ziemlich ermüdet“ (7. 7. 1909) fühlte. Er forderte Leistungen von den Schülern, lange vorher

aber und die größeren von sich selbst. Sein pädagogisches Ethos gründete zutiefst in der Religion: „Aber alle Mühen werden leicht beim Gedanken, daß der liebe Gott mich auserkoren hat ein Hirte und Leiter der mit Christi Blut erkaufte Seelen zu sein“ (22. März 1895).

Doch es wurde nicht nur gepaukt und gearbeitet. Zum ersten, was Albert Läufer in Graz lernte, gehörte das Schlittschuhlaufen. Er erzählte gelegentlich auch von Schulausflügen, der vom 3. Mai 1904 scheint besonders gelungen zu sein: „Die Kerl haben gesungen, daß es eine Freude war. An einem Bauernhaus haben die Leute von 2 Höfen Most aufgetischt, den 3 Lehrern noch Wein dazu. Wir haben durch unsere Lieder bezahlt ... Ein Hauptspaß war die Heimfahrt. An den Stationen wurde gesungen, daß alle Beamten uns sehen wollten“ (17. 5. 1904).

Zu aller regulären Arbeit kam seine Tätigkeit als Chorleiter und Organist, wofür er eine phantastische Begabung und eine angeborene Freude mitbrachte. Unverhältnismäßig häufig, beinahe in jedem Brief schreibt er von musika-

lischen Darbietungen und Theateraufführungen unter seiner Leitung oder Mitwirkung, so daß wir uns ein anschauliches Bild vom Beitrag des „Paulinum“ zum kulturellen Leben in Graz machen können. Anzunehmen ist, daß das Haus in öffentlichen Veranstaltungen eine zusätzliche Einnahmequelle sah. (Auf dem Orden lasteten drückende Schulden, 26. 4. 1905). Besonders intensiv waren die Anstrengungen des „Chormeisters“, wie er sich selbst nannte (21. 12. 1907), für die beiden kirchlichen Hochfeste Weihnachten und Ostern. Für ihn bedeutete es ununterbrochene Arbeit ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit, er sehe schlecht aus, schrieb er am 1. August 1899. Kein Wunder, er arbeitete für drei, hieß es im Orden.

Wohl einem Zufall, der Anwesenheit des Opernsängers Krämer in Graz, war es zu verdanken, daß er von diesem eine Ausbildung in Stimmbildung, Atemtechnik und Gesang erhielt. Jeder Ton mußte voll sein „wie eine Orgel“ (1. 11. 1901). Ein Bekannter sagte nach einiger Zeit, Alberts Stimme sei nicht wiederzuerkennen.

War sein Gemüt einmal „dürr wie die Sahara“ (15. 3. 1904, so fand er durch musikalische Darbietungen wieder Erholung. Unüberhörbar klingen Freude und Stolz aus seinen Zeilen: „In aller Wahrheit muß ich sagen, sie singen oft so seelenvoll, daß Leute, welche jahrelang anderswo Gesang hatten, von einfachen zweistimmigen Liedern gerührt werden . . . Wenn ich nach einer gelungenen Messe od. nach dem Segenszeichen sage: „Buben, heut habt ihrs gut gemacht“, da herrscht dann Jubel u. Begeisterung . . .“ (ebd.). Es waren 9–14jährige „Knirpse“ (4. 4. 1901).

Einen ausführlichen, begeisterten Bericht sandte er seinen Angehörigen vom 6. Allgemeinen Deutschen Sängerbundesfest in Graz, einen Brief von stellenweise hohem künstlerischem Niveau (3. 8. 1902). „Die Massenchöre, an denen 9000 Sänger theilnahmen, sind von unbeschreiblicher Wirkung. Man wird ganz gehoben in eine andere Welt“ . . .

Den erlesenen Ansprüchen eines verwöhnten Publikums (Baroninnen, Barone, hohe Militäristen, Offiziere und Geistliche) mußte die Abschlußfeier der Volksschule am Bismarckplatz standhalten: die schwierige Klavierbeglei-

tung übernahm er selbst. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, er habe es auf dem Klavier zur Konzertreife gebracht. Bei einer Immaculatafeier in Wien, die so gut besucht war, „daß die vorderen Reihen dem Klavierspieler umblättern konnten“, spielte er während einer Pause mit einem Bürgerschullehrer vierhändig die Ouvertüre zu „Zampa“. („Zampa oder die Marmorbraut“, Opéra-comique von F. Hérold). „Mit italienischer Glut rauschten die Tonmassen durch den Saal, bald wild u. stürmisch wie Kriegsgetümmel, bald sanft u. weich wie ein Liebeslied. Sie hat sehr gefallen. Am letzten Abend kam ein Herr, drückte uns die Hände u. sagte: „Hoch Zampa“ . . . Seither ist das „Hoch Zampa“ ein geflügeltes Wort im Hause“ (3. 12. 1904).

Zu Beethovens Oratorium „Christus am Ölberg“ schrieb er: „Diese Musik tönt wie vom Himmel. Beethoven muß viel Weltschmerz empfunden haben. Er hatte gewiß Einsicht in die tiefsten Tiefen menschlicher Verlassenheit u. Verzweiflung. Die Schilderung der Todesangst ist geradezu unbeschreiblich . . .“ (26. 4. 1905)

Der Programmpunkt 6 der Schlußfeier im Juli 1905 hieß „Der Kopf des Diogenes“, von Albert Läufer, wahrscheinlich ein von ihm selbst komponiertes Musikstück.

In der Schlußfeier des Schuljahres 1909 (Aspern- und Haydnfeier) wurde u. a. ein Terzett aus der „Schöpfung“ von Joseph Haydn aufgeführt, wo Läufer selbst als Baßsolist mitwirkte. „Der Schluß mit dem Texte: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes“ war von solcher Gewalt, daß sich die Sänger dabei unwillkürlich auf die Zehen stellten. Er wirkt unbeschreiblich großartig auf die Zuhörer, manche standen auf“ (7. 7. 1909). Diese Beispiele zeigen, zu welcher Höhe sich damals Schulchöre und -orchester aufschwangen.

Mehrere Zeugnisse sprechen von seiner tiefgründigen, „kernigen Frömmigkeit“ (Gebetsandenken an den ehrwürdigen Marienbruder Albert Läufer) – und dies von Anfang an und er versuchte, sie an seine Schüler weiterzugeben. Man soll „dem Irdischen abgestorben sein, um sich ganz Gott zum Opfer zu bringen“ (1. 8. 1899). Seine Vorgesetzten meinten sogar (Curia Generalizia Marianisti, das Zentralarchiv der Marianisten in Rom), sein starker Charakter, verbunden mit einer gewissen Starrköpfigkeit,



Der „Untere Schafberg“ in Gremmelsbach, das Geburtshaus Albert Läufers nach 1900

passte sich nicht leicht den Veränderungen an, die sich auf religiösem Gebiet ereigneten. Konkreter wird die Angabe nicht. Ohne Priester zu sein, hatte sein Glaubensleben geistliches Format.

Von 1894 an legte er bis 1900 Jahr für Jahr in Graz die zeitlichen Ordensgelübde ab: „Man weiht sich Gott ganz. Hab und Gut durch die hl. Armut, den Leib (durch) die Keuschheit u. den Geist durch den Gehorsam“ (1. 8. 1899). Im gleichen Brief kündigt er dem „Großmütterchen“ und der Tante Josefina (Schwester der Mutter) an, es dauere vielleicht bis zu den Ewigen Gelübden „nicht mehr so lange... da darf ich ein wenig um Euer Gebet bitten“. Der Tag der Ewigen Gelübde kam am 11. 8. 1901 (in Graz). Von da an trugen Marianisten einen goldenen Ring am Finger. Seine Wünsche waren meist Segenswünsche, der Briefkopf war am Anfang mit JMJ (Jesus Maria Josef) gekennzeichnet. Zum Namenstag schrieb er seiner Tante, er habe „den heiligen Joseph gebeten, er möge Dich u. Deinen Gemahl segnen, Euer, noch im Anfang begriffenes Werk (eine Schreinerei)

bald blühen machen...“ (22. 3. 1895). Von Exerzitien schrieb er, als von „Tagen, in denen man sich nur mit Gott u. seiner Seele beschäftigt“ (1. 8. 1899). Wie ein Geistlicher wußte er der Ehefrau des Starsängers Krämer, selbst Opersängerin, Trost zu spenden, die ihm ihre Sorge um die drohende Erblindung ihres Mannes vortrug. Er stellte ihr vor Augen, „daß alle großen Seelen von Gott durch Trübsale geläutert werden.“ Er nannte ihr als Vorbilder Monika, die Mutter des heiligen Augustinus, Elisabeth von Thüringen und“ – der Marianist – „das Muster aller Frauen, die hl. Maria“. Tags darauf versicherte sie ihm, „die besten Freunde... hätten ihr diesen Trost nicht geben können“... „Unsere Religion bietet eben allen Trost... ein bescheidener Marienbruder... tröstete diese Dame, die an einem Abende 20 000 fl Reingewinn einstecken konnte“ (3. 8. 1902).

Und wieder sehr geistliche Worte, nachdem der Ehemann seiner Tante Josefina, Johann Georg, tödlich verunglückt war: „... Indessen verweise ich Dich auf den, der das größte Leid,

die tiefste Verlassenheit ertragen hat, aus Liebe zu uns und um uns ein Beispiel zu geben. Ich verweise Dich auf die verlassene Mutter am Kreuzesholz; wenn das Leid Dich sehr drückt, hole Trost bei diesen zweien. Dein hl. Namenspatron wird nicht umsonst Vater der Armen genannt . . .“ (8. 6. 1903). Viele der aufbewahrten Ansichtskarten enthalten religiöse Motive. Daß sich für ihn Religion und weltliche Freuden recht gut miteinander vertrugen, schrieb er aus Andechs seiner Nichte Berta: „großer Betrieb in der Kirche, noch größerer im Bierkrug „ (14. 8. 1927). Er hatte offenbar nichts dagegen. Er liebte einen guten Tropfen sehr und schickte in späteren Jahren seinem Bruder Anton ab und zu ein Kistchen „Bechtheimer“.

Was er in seinen zutiefst persönlichen Worten zum Ausdruck brachte, liest sich in der verkürzten Sprache der Beurteilungen durch seine Vorgesetzten so: „Remplit son devoir religieux, Bon religieux, la piété me semble très sincère et profonde“ – Erfüllt seine religiöse Aufgabe, sehr fromm, die Frömmigkeit scheint mir sehr rein und tief – (Curia Generalizia Marianisti).

Bei aller Bindung an sein Kloster, bei aller Entsagung für die Welt: an seinen Angehörigen, an seinem Heimatdorf hielt er mit ganzem Herzen fest. Den Wurzelgrund für seinen Idealismus, für die Richtung in seinem Leben, für seine ganze Menschlichkeit legte die voll Anhänglichkeit und Dankbarkeit über alles Irdische verehrte Großmutter. Mehr noch als für seine Eltern fand er rühmende, ja hymnische Worte für sie. Am 30. 12. 1900: „Dem lieben Großmütterchen wünsche ich, daß der Lebensabend frei sei von Kummer u. Sorgen u. daß dieser Lebensabend noch recht weit ins neue Jahrhundert hineinreiche, damit die Kinder u. Kindeskinde u. Urenkel sich noch lange erbauen an ihr, als einem Muster einer frommen, bis zum Übermaß arbeitsamen u. stets von wohlwollender Liebe überströmenden Mutter.“ Am 4. April 1901: „... ich meine, sie könnte jedem Lehrer als Vorbild eines Erziehers vorgestellt werden... Ich kann sagen, den größten Teil meiner Erziehung danke ich ihr... Ja wir sollten sie auf Händen tragen.“ Nach dem Tode des Ehemannes seiner Tante Josefine: „So ganz verlassen bist Du ja



Das Marieninstitut Graz (1911), die langjährige Wirkungsstätte Albert Läufer

doch nicht, Großmütterchen ist ja da, sie weiß Rat, wo niemand sonst mehr helfen kann . . .“ (16. 7. 1903).

Er schrieb jederzeit von seinen Aufenthaltsorten, führte gelegentlich auch Klage über das lange Ausbleiben einer Antwort (z. B. 3. 12. 1904), fand herzliche Worte des Dankes für Mutter und Großmutter, einmal sandte er aus Budweis einen echt „böhmischen“ Gruß (Datum nicht erkennbar). Er nahm an allem Geschehen im Elternhaus Anteil, er war dort ohne jeden Zusatz „der Onkel“, von dem man nur mit der größten Hochachtung sprach, er kam, wann immer es ihm möglich war, nach Hause (nur während des Ersten Weltkrieges trat eine längere Unterbrechung ein). Er lud seinen Bruder Anton zu einem Besuch nach Freistadt und Wien ein. Der Mutter schrieb er nach Hause: „Es gefällt ihm scheint (es) sehr im Kloster. Wer weiß, ob er wieder kommt?“ (o. D., Dezember 1909). Er gratulierte der Schwägerin „zur Vermehrung der Familie“ (7. 8. 1915), geboren wurde Tochter Theresia. Seinem Nefen Albert (Sohn seines Bruders Anton) schrieb er aus Anlaß seiner Erstkommunion sinngemäß, ein Schwarzwälder Bauernbub müsse nicht so brav sein, wie es in den Büchern steht. Auch sonst war keine Spur von Frömmerei in seinen Gesprächen. Seinem anderen Neffen Helmut besorgte er einen Platz in einem von den Marianisten geleiteten Schülerheim bei seinem Freund Direktor Heinrich Seger in Kassel. Dem Bruder wünschte er, daß er mit dem Eisernen Kreuz aus dem Krieg heimkehre (8. 9. 1914). Er empfahl ihm (31. 1. 1917), während seines Militärdienstes als Telegraphist in Köln die Sehenswürdigkeiten der Domstadt zu besichtigen und zählte auf und zählte auf . . . (8. 9. 1914). Jahrelang schickte er auf den heimatlichen Hof die Zeitschrift „Nach der Schicht“. Nichten und Neffen nahm er mit ins Höhengasthaus „Staude“ – für sie ein Fest –, warnte sie, vom blühenden Gras den Samen zu essen – wegen des Strahlenpilzes. Zu den schönsten Erinnerungen gehörten für die Kinder zu Hause die Stunden, in denen er einfach erzählte. Nicht überliefert ist eine Bemerkung über die tiefe Weisheit aller Zusammenhänge und Einrichtungen der Natur, er wußte wohl auch zu viel von ihren Tücken. Kam er im Sommer nach Hause, so half er beim Heuen, als ob

er nie etwas anderes getan hätte. Einmal rutschte er auf dem Heu aus und brach den Rechenstiel ab, „der große, schwere Mann“ (mir von meiner Großmutter erzählt).

Eine besonders liebenswürdige Anekdote ist mit einem Ratschlag für seine Schwester Theresia verbunden. Er schlug ihr vor, wenn ihr Ehemann (nach seinem Gewann der sog. „Hinterofenmaurer“ genannt) müde und verstimmt von schwerer Arbeit nach Hause kam und dort noch weitere Arbeit auf ihn wartete (und welche Arbeit an den Steilhängen!), einen Blumenstrauß zu seiner Begrüßung auf den Tisch zu stellen und recht liebevoll mit ihm umzugehen.

Er war der Großzügige, der Hilfsbereite, der selbst am besten wußte, wie gut Hilfe tun konnte. Seinem Bruder, der im Untertal in Gremelsbach ein Haus gekauft hatte und dadurch an die Grenzen seiner finanziellen Möglichkeiten geraten war, schenkte er tausend Mark. Sein striktes Verbot, davon zu reden, haben wohl die Jahrzehnte aufgehoben. Man vermutete, daß er das Geld von seinen zahlreichen Freunden zugesteckt bekam.

Was er, der leutselige Mensch, bedauerte, war, daß ihm die Menschen in der Heimat während seiner Ferien auswichen, aus Hemmungen mit einem gelehrten, hohen Herrn zu reden.

Reihum besuchte er bei seinen Aufenthalten in Gremelsbach seine Verwandten. Darüber hinaus aber war er der, der am intensivsten den Kontakt mit der Urheimat der Familie Läufer im Prechtal pflegte, er scheute den weiten Fußweg nicht, und wenn meine Generation es noch immer wußte, daß das Prechtal das „Tal der Väter“ ist, so verdanken wir es nicht zum geringsten Teil Albert Läufer. – Sein ausgeprägter Familiensinn wird in den Akten ausdrücklich erwähnt (Curia Generalizia Marianisti).

Als Pfarrer Konrad Kaltenbach 1926 seine Heimatblätter herauszugeben begann, erhielt er, sobald Albert Läufer sie in die Hand bekam, eine Zuschrift mit dem „herzl. Glückwunsch zur gelungenen Arbeit“ (Mainz, 15. August 1928). „Ich las die ‚Blätter‘ mit Andacht und Wonne, oft mit nassen Augen . . . Ich fand die liebe Heimat wieder . . . das liebe Gremelsbach mit seinem biederem und fleißigen Volke . . . (Heimatblätter Nr. 40, Dezember 1928, S. 159).



*Pensionat, Kath. Volks- und Bürgerschule der „Marienbrüder“, Wien Scheidlstraße 2-6*

Über den Verlauf des Ersten Weltkriegs sind nur aus der Anfangsphase Äußerungen erhalten. Albert Läufer ließ sich ganz von der Begeisterung der ersten Erfolge tragen. Er hielt den Krieg auf Seiten der Mittelmächte für eine gerechte Sache, wie andere Mitglieder des Marianistenordens half er, wie es seine Kräfte zuließen, den Bäuerinnen der Umgebung, deren Männer und Söhne Kriegsdienst leisteten, bei der Ernte, vier große Blasen an jeder Hand waren die Folge (23. August 1914). Er fand keinen Grund zu murren, als er eingezogen wurde, wegen schwacher Gesundheit wurde er zu Schreibearbeiten verpflichtet, „in die dunklen Geheimnisse der Verrechnung“ eingeweiht. Er traute seinen Sinnen nicht, als er zum Korporal ernannt wurde (7. 8. 1915). Die Verhandlungen über seine Unentbehrlichkeit im Lehrberufe scheinen Erfolg gehabt zu haben. Er wurde nach Freistadt „rückbeurlaubt“ (5. 8. 1916). Er meinte, Gründe für den deutsch-österreichischen Sieg zu kennen. Durch die Schlacht bei Metz war das deutsche Volk „nie größer wie in diesen Tagen . . .“ (23. 8. 1914). Nach dem nachdenklichen Satz: „Gott gebe, daß das

Recht in diesem Riesenkampfe siege“ (ebd.), glaubte er gern einem „Professor hier“, der von London zurückgekehrt, die deutsche mit der englischen Mobilmachung vergleichen konnte und überzeugt war, „daß Deutschland zu Lande und zu Wasser siege . . .“ (23. 8. 1914). Schadenfreude empfand er über die Nachricht, daß vier große englische Kriegsschiffe von den Deutschen versenkt wurden. „Recht so. Das neidige England soll nur recht empfindlich die deutsche Faust fühlen“ (8. 9. 1914).

Kein Wort Albert Läufers ist über den verlorenen Ersten Weltkrieg und zur Politik während der Weimarer Republik auf uns gekommen. Dagegen war er ein unerbittlicher, kompromißloser Gegner Hitlers. Eine gefährliche Äußerung enthält sein Brief vom 11. 8. 1936 aus Gremmelsbach an seinen Provinzial: „Was eine Wohltat: Tage lang kein Auto, kein Lärm, keine Uniform“. In Erinnerung blieb Albert Läufers Empörung über die Ermordung Ernst Röhm's, dem nach seiner Meinung wie jedem Schwerverbrecher ein ordentliches Gerichtsverfahren zugestanden hätte. Sein hoher Gerechtigkeitssinn war unbestechlich.

Von der Möglichkeit Widerstand zu leisten machte er mit einem Stimmzettel Gebrauch, auf den er schrieb: „Ein Mordbube gehört nicht an die Spitze des deutschen Volkes!“ Dies hielt die lebendige Erinnerung fest. Ob ihn sein früherer Tod vor dem Konzentrationslager bewahrte? In seiner Verwandtschaft glaubte man es.

Daß er sich durch solche Äußerungen in Gefahr brachte, ist auch in einer letzten Beurteilung angedeutet: „Zu frei in seiner Redeweise, er scheut sich nicht seine Meinung ganz laut zu sagen, wenn er glaubt, es tun zu müssen. Vielleicht glaubt er dies zu oft . . .“ (o. D., Curia Generalizia Marianisti). Dies, wie daß er sich nicht genug beherrscht, wenn er seine von den Mitbrüdern abweichende Meinung freimütig kund tut, zählte man zu seinen Fehlern (ebd.).

Einen letzten längeren Lebensabschnitt verbrachte Albert Läufer zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg an der St. Marienschule in Mainz. (Von Ostern 1921 bis zu seinem Tod 1938). Er fühlte sich das dritte Mal als Ausländer, mußte auch die deutsche Staatsbürgerschaft zurückerwerben (3. 11. 1922). Es waren die Jahre des reifen, selbstsicheren Lehrers und Ordensmannes, der jetzt seine Ernte einbringen konnte. Die rheinische Fröhlichkeit und die Schwarzwälder Frohnatur ergänzten sich auf vorteilhafteste. Es waren seine glücklichsten Jahre, wie er in den Ferienaufenthalten seinen Verwandten versicherte. Von seiner Lehrtätigkeit in dieser Zeit ist kaum etwas in den Akten zu finden, so daß wir uns auf die kurzen Angaben der „Curia Generalizia Marianisti“ und des Archivs in Tragwein stützen müssen.

Der Orden wußte um seine Qualitäten und betraute ihn dort mit einer Führungsposition. Allein seine große, würdige Gestalt ließ ihn als Autorität erscheinen. Seine Beurteilungen sind optimal, z. B. „ein Lehrer ‚par excellence‘, der weiß, daß er etwas weiß und der es bei Gelegenheit auch sagt.“ . . . „daß man keinen Menschen findet, der gewissenhafter seine Aufgaben für die Schule erledigt“ (o. D., Curia Generalizia Marianisti). Dem Tüchtigen übertrug man als Sonderaufgabe, die Chronik der Schule zu führen. Er war „Direktor“, d. h. Ordensoberer in Mainz von 1922 bis 1932 und von 1935 bis zu seinem Tod, aber ein „Primus inter pares“ (ebd.), mit seinem empfindsamen Herzen für die Schmerzen anderer im Lehrerkollegium

trotz seiner rauen Schale und seines „ein wenig schwierigen Charakters“ (ebda) ohne Einschränkung geachtet. Auch seine Gegner bestätigten, daß man für die Arbeit in der Schule keinen gewissenhafteren Menschen finden könnte.

Aus dem Schulleben sind Akten über einige außerunterrichtliche Unternehmungen im Archiv in Tragwein festgehalten: Kaum zwei Monate nach dem Amtsantritt in Mainz: Klassenflug mit der Quinta u. a. nach Kiedrich und Eltville. Am 3. Januar 1922 Besuch beim Bischof, am 4. Januar Besuch des französischen Armeebischofs Rémond. Am 20. Juli: Spalier der Schüler beim Besuch des Reichspräsidenten Hindenburg . . . 28. 8. 1934: Eid vor dem Beauftragten Schulrat Weber. Die Zeit glanzvoller Theaterspiele und Gesangsdarbietungen vor großem Publikum war offensichtlich vorbei.

Vom humorvollen Umgangston im Orden hinterläßt ein Brief (Gremmelsbach, 11. 8. 1936) an den Provinzial einen Eindruck: „Ich botanisiere im Großen. Die Pincette wird ersetzt durch die Heugabel, die Botanisierbüchse, etwas veraltet, ist vertreten durch den Heuwagen u. das Herbarium ist ein großer Heustock.“

Es waren die schwierigen Jahre der jungen deutschen Demokratie, das Rheinland war von den Franzosen besetzt. Er scheint seine Aufgabe mit ruhiger Hand bewältigt zu haben. Zunächst war er „durch die Umstände“, was immer das heißen mag, „etwas isoliert“. (Archiv Tragwein). Seine wissenschaftliche Neugier war auch in späteren Jahren ungebrochen, im Wintersemester 1921/22 war er an der Universität in Frankfurt (mit kleiner Matrikel) immatrikuliert (Bestätigt am 3. Juni 1922, Archiv Tragwein). Er hörte Vorlesungen über analytische Chemie, chemische Technologie, anorganische Prozesse, Kryptogame (Sporenpflanzen, Moose, Algen, Pilze . . .). Von seinen Ordensoberen wurde der Besuch der Universität nicht mehr für notwendig erachtet, sein Wissen erschien ihnen umfangreich genug. Aber bei aller Gelehrsamkeit, ein wissenschaftliches Werk, ein Lehrbuch, hat er nicht veröffentlicht, den Dokortitel soll er in Mineralogie erworben haben (nach der Aussage seines Bruders Anton), doch findet sich dieser nirgends in einer Anschrift, in seinen Mitteilungen auch keine Andeutung darüber in einem Brief, wohl gelegentlich auf Post-



Anstalt der Marienbrüder in Freistadt, Oberösterreich um 1909

karten der Titel „Professor“ (7. 8. 1915 bei der Angabe seiner Adresse).

Über aller wissenschaftlichen und pädagogischen Arbeit litt das religiöse Leben keinen Augenblick. Er führte von 1926 bis 1935 Buch über die Exerzitien seiner Mitbrüder und seine eigenen. Die Wege nach Freistadt, Graz, Fribourg, Paris (wohl in Verbindung mit einem Esperantistenkongreß?), Sitten (Wallis), Straßburg und Martigny (Wallis) waren ihm nicht zu weit. Gern hätte er es gesehen, wenn fromme junge Menschen aus der Heimat ihm in seinen Orden gefolgt wären, doch da hatte er kein Glück. Er war der letzte Gremmelsbacher Marianist.

Zu welchem Zeitpunkt Albert Läufer zur 1887 künstlich geschaffenen Weltsprache Esperanto fand, ob er einen Lehrer hatte oder sie sich autodidaktisch aneignete, ist nicht mehr erforschbar, auch der Grund dafür nicht. Denkbar ist, daß er in ihr eine Möglichkeit sah, mit zahllosen Menschen rund um den Erdball in Kontakt zu treten, sie in den Dienst der Völkerverständigung zu stellen. Er war Mitglied der Prüfungskommission in Wiesbaden, überhaupt

eines der bedeutendsten Mitglieder der Esperantistenbewegung. Er nahm an Kongressen in Genf, Paris (Fontainebleau) und Würzburg teil, sandte auch von einer Esperanto-Reise aus Bingen eine Karte nach Hause (1927). Zeugnisse bestätigen, daß er diese Sprache sprach und schrieb, daß er „comme grand ESPERANTISTE“ (Curia Generalizia Marianisti) eine ihrer Kapazitäten und korrespondierendes Mitglied des Zentralkomitees für ganz Deutschland war. Er hatte Beziehungen mit der ganzen Welt, „selbst mit Kommunisten in Rußland“ (Curia Generalizia Marianisti). Die Zeitschrift für die Schüler des Marianistenordens „Unsere Jugend“ enthielt, wohl auf seine Anregung hin, von 1927/28 an eine „Esperanto-Seite“. Erhalten ist eine Postkarte von ihm in dieser Sprache, freilich ohne Empfänger und ohne erkennbares Datum. Er trug den fünfzackigen grünen Stern auf weißem Feld, das Erkennungszeichen der Esperantisten, als Aufforderung für andere Esperantisten ihn anzusprechen.

Unter dem Druck der Nationalsozialisten (Schließung des zur Schule gehörenden Internats, Verweigerung finanzieller Mittel) mußte

der Mainzer Bischof die St. Marienschule aufgeben. Vier Tage vor seinem Tode, am 26. 3. 1938, schrieb er in tiefer Sorge an seinen Provinzial P. Adalbert Ehrmann: „... Das Unglaubliche ist geschehen. Gestern ist durch den Bischof von Mainz der Beschluß gefaßt worden, die Marienschule aufzulösen und auch das Schülerheim ... Was wird aus uns? ... Was sollen wir mit den vielen Dingen machen? ... Wohin soll man das Ganze senden? ... Man kann um die schönen Anstalten bangen ... Da müßte ich mir ja noch 2 Zivilröcke machen lassen. (Offenbar eine grauenvolle Vorstellung, sich nicht mehr als Marianist in der Öffentlichkeit zeigen zu dürfen. Mit der Symbolik des Ordensgewandes fühlte er sich auch der Berufung beraubt). Einige Tage Ruhe will ich mir noch machen, wenn es geht ... Es sind schwere Tage ...“ (Archiv Tragwein).

In seiner letzten (nicht aufbewahrten) Mitteilung an seine Angehörigen in Gremmelsbach schrieb er, ihn friere, und er bedauere, sich nicht an einem Schwarzwälder Kachelofen wärmen zu können. Es war die Todeskrankheit, er hielt am Tag vor seinem Tode noch zwei Unterrichtsstunden (es sei seine Pflicht), mußte danach ins Bett legen und verstarb am nächsten Tag, dem 30. März 1938, mit den Sterbesakramenten versehen.

Menschen, die ihn kannten, brachten seinen überraschenden Tod mit der drückenden Sorge um die Aufhebung der 1852 von Bischof Emanuel von Ketteler gegründeten St. Marienschule nach mehr als 86-jährigem Bestehen in Verbindung. „Viele Schülereltern u. Freunde des Heimgegangenen sind einstimmig der Ansicht, daß die verhängnisvolle Schließung der Schule nicht wenig zu dessen schneller Auflösung beigetragen hat“. (Aus einem Brief von Rudolf Purm, Lehrer, Mitbruder im Marianistenorden, vom 5. April 1938). Der Direktor der St. Marienschule, Dr. Wettig, am 20. April 1938 an einen Lehrer dieser Schule (Mindnich): „Aber die Bitterkeit dieser Stunde, die für mich persönlich ja nicht einfachhin ein Weggehen in sich schließt, sondern auch zugleich das Abbrechen einer Tätigkeit, der ich mich seit 1912 widmen durfte, hatte mich allzusehr bedrückt. Hinzukam die Trauer um unseren so schnell von uns geschiedenen Herrn Läufer, den wir grade am letzten Tag unseres Zusammenseins zur

letzten Ruhe bestatteten.“ (Archiv Willigis-Gymnasium und Willigis-Realschule, Mainz)

Unternimmt man es, im Bewußtsein der Grenzen, die einem Nachgeborenen gezogen sind, die Persönlichkeit Albert Läufer zu würdigen, so treten viele Eigenschaften und Fähigkeiten im erfüllten Leben dieses ungewöhnlichen Kleinbauernsohnes in Erscheinung: seine singuläre Auffassungsgabe, seine vielfältigen Interessen, sein phänomenales Gedächtnis, seine Bescheidenheit, sein Optimismus, sein Humor, sein Erzähltalent, sein Bedürfnis allüberall zu helfen, die Treue zu seinen Freunden und seinen Aufgaben, sein nimmermüder Arbeitseifer im Dienste der Jugend, des Marianistenordens und der Kirche, sein Gehorsam, seine Frömmigkeit, seine Souveränität in allen Situationen, seine Charakterfestigkeit, seine Bodenständigkeit, sein aufopferungsvolles Pflichtbewußtsein als Erzieher bis in seine letzten Stunden: all dies zeichnet diesen bewunderungswürdigen Mann aus Gremmelsbach aus, dessen Gedächtnis der Nachwelt erhalten bleiben sollte.

---

#### Quellen

Erhaltene Briefe und Postkarten von Albert Läufer in Familienbesitz  
Personalakte Albert Läufer in Tragwein, Oberösterreich  
Akten Archiv Bischöfliches „Willigis-Gymnasium Realschule Mainz  
Akten Albert Läufer der „Curie Generalizia Marianisti“, Rom  
Erinnerungen von Anton Läufer, seinem Bruder, Maria Läufer, seiner Schwägerin, Karl und Helmut Läufer, seinen Neffen, und Berta Volk, seiner Nichte  
Zu besonderem Dank bin ich Frau Johanna Eberlein“ in Triberg, Herrn Archivar Josef Grünstäudl in Tragwein, Herrn Archivar Ambrogio Albano, Curia Generalizia Marianisti in Rom, und Herrn Schulleiter Dr. Norbert Hämmerer, Willigis-Gymnasium und Willigis-Realschule in Mainz verpflichtet.

Anschrift des Autors:

Karl Volk

Untertal 19

78098 Triberg-Gremmelsbach